

eingübten Kette Sandsäcke weiterreichen, um die Deiche zu befestigen. Starke Scheinwerfer tauchen die Szenerie in ein gespenstisches Licht.

»In Dresden haben sie zehn Meter«, ruft einer von der Feuerwehr. »Das sind anderthalb Meter mehr als 2002.« Das Jahr des Jahrtausendhochwassers. Ich reihe mich in die Kette ein. Vor mir steht unser Pfarrer, hinter mir der Bürgermeister. Unsere Bewegungen sind routiniert. Links nehmen, nach rechts weiterreichen. Ein paar Stunden lang wird es so gehen. Wie bei der letzten Flut. Da haben wir tagelang geschuftet, nur um am Ende zu erleben, wie der Deich mit einem lauten Knall gebrochen ist. Die Frau neben mir hat noch etwas gerufen, dann ist sie von der Flut weggespült worden. Wieso geht es nicht weiter? Ich schaue zu dem Lkw hin. Die Ladefläche ist leer.

»Der Lkw hängt fest!«, ruft jemand.

Sofort wird die Kette unterbrochen. Mehrere Männer bauen sich hinter dem Lkw auf und versuchen, ihn aus dem aufgeweichten Boden herauszuschieben. Die Hinterräder drehen durch, spritzen Schlamm hoch, und sofort sehen die Männer aus wie Gestalten der Hölle.

»Wir brauchen Bretter, um sie unter die Reifen zu legen«, ruft mein Vater.

Als ich mich nach Brettern umschaue, sehe ich flussaufwärts etwa hundert Meter entfernt ein Himmelbett, das an einem entwurzelten Baum festhängt. Jemand kniet darauf. Nein, nicht jemand, ein Tier. Ein Reh und mit ihm zwei Rehkitze. Ich blinzele. Womöglich spielt die Erschöpfung meiner Fantasie einen Streich. Aber es ist keine Einbildung. Da ist ein Himmelbett ohne Himmel mit drei Rehen darauf. Das Bett schaukelt in den Fluten. Nicht mehr lange, und es kippt, und die Ricke und die beiden Jungen werden in der Elbe ertrinken.

Ich schaue zu meinem Vater hin. Er ist mit dem Lastwagen beschäftigt. Selbst die Leute, die weiter flussaufwärts stehen, bemerken die Tiere nicht. Ich stapfe los. Über den Deich und die Sandsäcke, die darauf getürmt sind. Immer wieder rutsche ich weg, weil der Deich aufgeweicht ist. Die Rehkitze rufen. Ich kann es deutlich hören, je näher ich komme. Helle Töne, die sich wie ein Pfeifen anhören. Die Tiere starren mich an.

Ich muss langsam gehen, vorsichtige Bewegungen machen. Darf die Tiere nicht erschrecken. Ich mache mich klein, gehe gebückt Schritt für Schritt auf das Himmelbett zu. Die Ricke schaut zum reißenden Fluss, dann wieder zu mir und wieder zurück. Wenn sie das Bett verlässt, wird sie ertrinken und die Kitze mit ihr. Das scheint sie zu wissen. Woher auch immer. Vielleicht hat sie von den Überschwemmungen der letzten Jahre gelernt.

Noch fünf Meter. Ich steige in die Elbe. Das Wasser ist eiskalt und reicht mir bis zur Brust. Ich ahme den Ruf der Jungtiere nach. Keine Ahnung, ob das hilft. Noch zwei Meter, einen Meter. Dann kann ich die beiden Kitze greifen. Die Ricke schaut mich mit den ängstlichen Augen des Muttertieres an. Aber da ist auch noch etwas anderes. Sie lässt mich gewähren, als wüsste sie, dass ich ihr helfen will.

»Zuerst muss ich die beiden Kleinen absetzen«, rufe ich ihr zu. »Dann hole ich dich!«

Ich kämpfe mich durch die reißende Strömung zum Deich hin. Treibgut schlägt unter Wasser gegen meine Beine. Mein linker Schuh bleibt im Schlamm stecken. Aber auf allen vieren schaffe ich es und kann die beiden Tiere oben absetzen.

Als ich nun zu der Ricke zurückgehen will, macht die einen großen Satz von dem Bett herunter und schwimmt auf den Deich zu.

»Was machst du?«, rufe ich. »Das schaffst du nicht!«

Die Augen weit aufgerissen, rudert sie auf den Deich zu. Ich lege mich flach auf den Bauch, strecke die Hand nach ihr aus, packe sie am linken Vorderlauf und ziehe sie herauf. Aber dann, kaum hat sie

Boden unter den Läufen, springt sie auf der anderen Seite des Deiches hinunter. Die Kitze bleiben stehen, sehen ihrer Mutter hinterher.

»Lauft!«, rufe ich. »Lauft hinter eurer Mutter her!«

Ich richte mich auf, scheuche sie, und im selben Moment bricht der Damm mit einem krachenden Schlag. Eine Flutwelle packt mich und reißt mich mit, drückt mich unter Wasser.

Es ist dunkel, laut. Ich verliere die Orientierung, schlucke Wasser, rudere mit Armen und Beinen, um wieder an die Wasseroberfläche zu kommen. Ich huste mir die Seele aus dem Leib, aber irgendwie schaffe ich es, über der Wasseroberfläche zu bleiben. Hektisch schwimmend, schaue ich mich um. Neben mir treibt ein herrenloses Schlauchboot. Ich greife danach, kann es aber nicht festhalten. Und wieder drückt mich eine Welle nach unten in den braunen Fluss. Ich stoße mit dem Bein gegen etwas Hartes. Der Schmerz jagt durch meinen Körper. Ich will schreien und muss den Schrei an den Lippen aufhalten. Auftauchen, brüllt mein Verstand. Auftauchen! Du musst sehen, wohin du schwimmst.

Schwimmst? Lachhaft! Ich werde getrieben, gezogen. In die Mitte der wütenden Elbe. Wo sie mich mit sich nehmen will, den ganzen Weg bis nach Hamburg. Ruhig bleiben! Nicht in Panik geraten! Du hast eine Chance, zu überleben, aber dazu musst du am Rand bleiben, in der Nähe des Ufers. Vielleicht kannst du einen Ast fassen, irgendetwas, das sich am Ufer verhakt hat. Du bist jung. Du bist trainiert. Du läufst dreimal die Woche zehn Kilometer, ohne außer Atem zu sein. Mit kräftigen Stößen schwimme ich aufs Ufer zu.

»Leela!«

Jemand ruft nach mir. Mein Vater? Ja, es ist mein Vater! Hauke läuft auf dem Deich neben mir her. Winkt mit einem Seil, holt in einem weiten Bogen aus, schleudert es in meine Richtung. Beim ersten Versuch landet es hinter mir. Ich drehe mich herum, will dem Seil entgegenschwimmen und werde von einer Welle überschwemmt. Etwas gerät in meinen Mund. Es schmeckt nach Erde und Scheiße. Ich strecke den Kopf aus dem Wasser. Huste weiter, spucke.

»Leela!«

Er hat das Seil eingeholt. Dann deutet er flussabwärts. Die Eisenbahnbrücke über die Elbe. Noch etwa zwanzig Meter entfernt. Ich treibe direkt auf einen Pfeiler zu. Ein zweiter Versuch. Endlich kann ich das Seil greifen, schlinge es um das rechte Handgelenk. Mein Vater zieht mich ans Ufer, heraus aus der Elbe.

»Mich kriegst du nicht«, brülle ich den Fluss an. »Der Einzige, der mich kriegt, ist Jakob. Er mich und ich ihn.« Ich spüre das Ufer, die Steine, über die ich gezogen werde, an Bauch und Beinen. Dann lässt der Zug nach. Stiefel treten neben mich, Hände packen mich und richten mich auf. Mein Vater steht vor mir, wischt mir über das Gesicht. Umarmt mich und drückt mich an sich.

»Gott, Kind, wo warst du? Ich habe solche Angst um dich gehabt«, sagt er.

»Was ist mit den Rehen?«, frage ich.

Er sieht mich verwundert an.

»Welche Rehe?«

2 Jakob war noch ein kleiner Junge

Gerade zehn Jahre alt, wurde er auf einer Wanderung am Corbassièregletscher von einer Lawine überrollt und unter einer dicken Schneedecke begraben. Er hatte kein Handy, um Hilfe zu rufen, weil Zehnjährige mit einem eigenen Handy damals noch eine Seltenheit waren. Zu seiner eigenen Überraschung blieb er unverletzt. Aber unter einem Meter Schnee begraben, vor Kälte zitternd und bewegungsunfähig, dachte Jakob, er würde erfrieren und niemand würde ihn jemals finden. Es sei denn als tiefgekühlte Leiche, wenn es irgendwann so warm wird, dass der Gletscher taut. In hundert Jahren. Oder vielleicht auch früher. Er hatte Angst. Erbärmliche Angst. Doch dann dauerte es nur fünfzehn Minuten, bis die Suchmannschaft ihn fand. Eine Atemhöhle hatte ihn vor dem Ersticken bewahrt, und der Schnee hatte eine isolierende Schutzschicht gebildet, in der ihn seine eigene Körperwärme rettete. Von diesem Moment an wusste er, dass er sich mit Schnee beschäftigen würde.

Der erste Satz, den er noch im Krankenhaus dazu las, stand in einem alten Erdkundebuch. Johannes Kepler hatte ihn bereits 1611 geschrieben. *Plättchen aus Eis. Sehr flach, sehr poliert und sehr transparent, ungefähr von der Dicke eines Blattes Papier. Aber perfekt in Sechsecken geformt. Ihre sechs Seiten sind so gerade und die sechs Winkel so gleich, dass es unmöglich für einen Menschen wäre, etwas so Genaueres herzustellen.* Eine Woche später wurde Jakob aus dem Krankenhaus entlassen. Weitere neun Jahre später stürzte er sich in das Studium der Hydrologie an der Technischen Universität Dresden, gefolgt von sechs Semestern Glaziologie am Scott Polar Research Institute in Cambridge. Seitdem ist er mit Schnee und Eis verheiratet.

Seine derzeitige Adresse lautet Forschungsstation Neumayer III, Ekström Schelfeis, Atka-Bucht, nordöstliches Weddellmeer, Antarktis. Beziehungen, auch die zu Leela, hält er auf Distanz. Andere Freundschaften sind zerbrochen, weil er sich lieber mit den weißen Kristallen in all ihren Erscheinungsformen als mit den Problemen beschäftigt, die sich zwischen Menschen auf tun können.

Vor ein paar Sekunden hat ihn ein furchtbares Bersten, gefolgt von heftigen Erschütterungen, aus dem Schlaf gerissen. Es war, als würde eine Hand, groß wie die eines Gottes, ein Haus in der Mitte auseinanderreißen und zu Boden schmettern. Im Grunde handelt es sich tatsächlich um ein Haus, nur ist es hier eines, das aus Milliarden Tonnen Eis gebaut ist. Seit einigen Tagen treten die Erschütterungen in immer kürzeren Abschnitten auf. Heute Morgen viel lauter und dröhnender als in den Tagen zuvor.

Der Blick auf das Messgerät sagt ihm, dass der Spalt im Schelfeis in den letzten zwei Stunden um zehn Zentimeter zugenommen hat. Das ist bedrohlich. Wenn der Gletscher sich nicht beruhigt, muss die Forschungsstation evakuiert werden. Das geht, was die Besatzung betrifft, recht einfach, weil sich in der Wintersaison außer ihm nur noch seine Kollegin Aniela in der Station aufhält. Und dieser mysteriöse Besucher, der ihm nicht gefällt.

Fünf Uhr. Also hat er fast vier Stunden geschlafen. Er schaut zur Decke hoch, wo ein Foto von ihm und Leela mit Tesafilm befestigt ist, aufgenommen auf dem Yamdroksee in Tibet. Leela und er hatten gestritten, als er Wittenberg vor einem Monat verlassen musste. Eigentlich war es vorbei zwischen ihm und ihr. Er hatte es nur noch nicht ausgesprochen. Doch dann hat er vergangene Nacht ihre Mail geöffnet, und das Foto ist ihm entgegengesprungen. Zwei Zellklumpen, sechs Wochen alt, winzig klein. Sie versucht es mit allen Mitteln, hat er zuerst gedacht. Wieso versteht sie das nicht? Er hat ihr doch gesagt, dass er kein Baby in diese Welt setzen will. Und schon gar nicht zwei. Es gibt dafür vier Gründe. Erstens will er einem Kind ersparen, in einer Welt aufzuwachsen, die gerade den Bach runtergeht. Zweitens hat er bereits ein Baby, sein Name lautet Glaziologie, die Wissenschaft von den Formen, dem Auftreten und den Eigenschaften von Eis und Schnee samt ihren Ausformungen als Gletscher und Schelfeis. Drittens ist er erst neunundzwanzig, und viertens hat er etwas getan, das ihn für Jahre ins Gefängnis bringen wird, sobald sie ihm auf die Spur kommen.

Aber dann hat er diese seltsamen Wesen auf dem Ultraschallfoto genauer angeschaut. Sie sehen aus wie Kaulquappen, hat er gedacht. Sie werden in Leelas Bauch nahezu alle Stufen der Evolution im Schnelldurchlauf von wenigen Monaten passieren und schließlich zwei richtige Babys sein. Seine Babys. Bevor es ihm noch richtig bewusst wurde, hat das Foto ihn verwandelt. Der Gedanke, dass er Vater wird, hat ihn hinterrücks mit einer unbekanntenen Wärme erfüllt, die tief aus seinem Inneren hervorströmte. Unfassbar.

Er richtet sich auf, öffnet das MacBook und schreibt. *Liebe Leela*. Er stockt. Liebe Leela? Ist das der richtige Beginn? Aber was soll er sonst schreiben? Geliebte? Zu sentimental. Hey Leela? Zu unpersönlich. Er schreibt von der Metamorphose, die in ihm stattgefunden hat, und löscht das Wort gleich wieder, ersetzt es durch *Veränderung*. Wir sind hier ja nicht im Biologieseminar. Er kommt nicht gut voran. Sein Herz läuft über, und der Verstand kommt nicht hinterher. Die Synapsen jagen in seinem Gehirn hin und her. Irgendwo muss es da doch so was wie ein Wörterbuch der Romantik geben. Doch alles, was die Synapsen finden, ist ein dünnes, zerfleddertes Heftchen.

Er schreibt, dass jetzt alles anders werden wird und wo er war, nachdem er Wittenberg verlassen hat. Es war ihr aufgefallen, dass er eine Woche länger brauchte, um zurück auf die Station zu kommen. Sie hat gedacht, er würde sich mit einer anderen Frau treffen. Er hat geantwortet, dass es aufgrund eines Sturms nicht möglich war, in Ushuaia zu starten. Sie hat daraufhin am Flughafen angerufen und natürlich erfahren, dass das eine Lüge war.

Jetzt schreibt er, dass er noch einen Kollegen getroffen hat, der wichtige Informationen für ihn hatte. Sie muss nicht wissen, dass er bei ExxonMobil eingebrochen ist und Gigabytes an Dateien kopiert hat.

Ich werde meine Arbeit auf Neumayer beenden und in vier Tagen zurück nach Deutschland fliegen. Ich hänge drei Dateiodner an die Mail. Sie sind verschlüsselt. Du musst sie auf einen Stick ziehen und dann löschen. Den Stick gibst Du an Mackenzie Little weiter. Ich könnte das auch selbst machen, aber ich befürchte, dass ihr Mailaccount überwacht wird. Mackenzie müsste wissen, wie die Dateien geöffnet werden können. Wenn ich zurück in Deutschland bin, werde ich alles Weitere koordinieren. Wir werden diesen Mördern die Masken von ihren hässlichen Fratzen reißen. Wir beide, Leela. Sprich außer mit Mackenzie mit niemandem. Pass auf Dich und die Babys auf. Ich liebe Dich.

Dann drückt er auf *Senden*. Er schaut zum Fenster hinaus. Obwohl draußen minus achtundvierzig Grad herrschen, ist es in der Station dank der Windkraftanlage angenehme einundzwanzig Grad warm. Er

sieht den Mann, der vor zwei Tagen auf der Station angekommen ist. Angeblich hat das amerikanische Militär ihn geschickt, um das Observatorium unweit der Forschungsstation zu reparieren. Dort werden Daten zur Kontrolle des Verbots von Kernwaffenversuchen gesammelt. Der Mann steht zwanzig Meter entfernt mit dem Rücken zur Station und telefoniert mithilfe eines Satellitentelefon. Und dann, als würde er Jakobs Blick spüren, dreht er sich abrupt um. Er sieht aus wie ein Schauspieler. Schlank, groß gewachsen, scharf geschnittenes Gesicht, volles, dunkles Haar. Ein Frauentyp. Die Augen sind hellblau wie der Schnee am frühen Morgen. Und genauso kalt. Wie bei einem Raubtier. Der Mann ist ihm nicht geheuer.

Jakob duscht kurz, zieht sich an. Dann überprüft er ein paar Daten. Der Riss ist schon seit zehn Monaten sichtbar, aber zuletzt ist er gewachsen. Wenn es so weitergeht, wird der Gletscher kalben, und Neumayer III wird auf einem Eisberg in der arktischen See treiben. Auf dem Monitor sieht Jakob, dass es jetzt bereits fünfzehn Zentimeter sind. Fünfzehn Zentimeter sind viel. Mehr, als er erwartet hat. Er muss es vor Ort begutachten.

Aber vorher braucht er einen Kaffee.